

Bunte Zeitung.

Die Königin Olga von Württemberg, deren Tod jetzt weite Kreise in Italien, weil die Letzte ihr den Aufenthalt in Neapel verordnet hatten. Später kam ihr Vater, Kaiser Nikolaus von Rußland, nach Neapel, um seine Tochter abzuholen, und während dieser Italienfahrt des Caren ereigneten sich mehrere charakteristische Zwischenfälle. In Rom, wo der Zar im Palazzo Giustiniani Wohnung genommen hatte, verlobte er sich mit dem Prinzessin Olga, mit dem er vorher die beständigste Klumpen ausprobiert hatte, zu denen die einzigen Hübel wegen der Lage der katholischen Kirche in Rom die Verantwältigung boten. Die Verlobung zwischen den beiden Päpsten — so lagte man damals scherzhaft in Rom — war sehr rührend; in Gegenwart des vollstän- digst verammelten Hofes und der gemanneten Diplomatie um- armten und küßten sie sich mehrere male sehr herzlich und gingen dann wie ein Liebespaar in dem Garten des Vatitans spazieren. In Mailand gab der Bischof von Genua des Caren und der Prinzessin Olga ein prachtvolles militärisches Fest, und die öster- reichische Garnison veranstaltete ein großes Schützenfest, das aber ziemlich unglücklich verlief. Als nämlich das ausschließlich aus gälischen Polen zusammengesetzte Regiment August vor den Büchlichkeitliche einige Salven abgab, lauste eine beträchtliche Rus- sisch Kugel in den Ohren des Caren vorbei und dem Bischof von Genua flohen gar einige Kugelsplitter in die Wangen; Prin- zessin Olga ließ in Ohnmacht und Kaiser Nikolaus stand lange Zeit wie betäubt da, bis endlich auf Verleß des Bischofs gegen hundert Trommelschläger das Signal zum Einziehen des Feuers gaben und die Truppen in ihre Kasernen abrückten; man mußte damals allgemein, daß die Polen nicht so ganz zufällig dem Caren die Kugeln um die Ohren hätten fliegen lassen. Die Großfürstin Olga Nikolaiewna war damals ein Mädchen von blühender Schönheit und galt noch, als sie im Jahre 1846 den König von Württemberg heiratete, für die schönste Frau in Europa. Der Ehe der Großfürstin ging aber ein sehr merkwürdiger Roman voran. Fürst Bariatinsky, ein Offizier der kaiserlich russischen Garde, hatte sich nämlich unabhingung in die Prinzessin verliebt und seine Liebe wurde erwidert. Die beiden Liebenden hatten bereits beschlossen, aus Petersburg zu fliehen und sich in Deutschland zu verheiraten, als sich eines Tages Fürst Bariatinsky zum Caren begab, sich ihm zu Füßen warf und ihm erklärte, daß ihm sein Gewissen und sein Pflichtgefühl nicht erlaube, das kaiserlich russische Haus zu entehren. Er legte ein umfangendes Geldstück ab, und der Zar war ob dieser Unterwerfung so gerührt, daß er Bariatinsky sofort zum Hofmarschall und zum Gouverneur des Kaukasus ernannte. Im Hofkreise behauptete man wohl nicht mit Unrecht, daß Baria- tinsky den ganzen Plan sehr schön erdacht und ausgeführt habe, um einen gewissen Nimbus zu gewinnen und sich die Gunst des Caren zu sichern. Bariatinsky starb vor etwa zwölf Jahren in einem kaiserlichen Schloße bei Warschau; er hatte sich nicht verheiratet, denn — so lagte er oft — wenn ein gewöhnlicher Sterblicher das Glück gehabt hat, eine kaiserliche Prinzessin zu lieben und von ihr wiedergeliebt zu werden, so giebt es für ihn keine andere Frauen mehr.

Die Königin Viktoria von England ludet eifrig das Kind in dem Verleßsprache in Bodevendien und egerneß die Gelegenheiß, sich mit ihren farbigen Bedienten in dieser Sprache zu unterhalten. In der Weihnachtsnummer des „Straß Magazins“ werden zwei von der Königin in das Indulgent überlegte Briefe erscheinen, deren einen sie vor einiger Zeit an den Schah von Persien geschickt hatte, während der andere an das englische Volk gerichtet war, und zwar nach dem Tode des Herzogs von Clarence.

Fürst Clemens Mettenich als Weinbändler und Eisen- gewerke. Die „Fr. Bl.“ theilt einen Brief mit, den der ein- malige österreichische Kaiser- Hof- Hofmarschall Fürst Clemens Mettenich, welchem Kaiser Franz bekanntlich das Schloß Johannisberg 1816 als Lehen gegeben, von Wien aus unterm 12. Mai 1848 an einen Freund, vermutlich einen Grafen Schönborn, gerichtet hat. Dieser Brief, der den Fürsten als gewiegten Geschäftsmann zeigt, hat folgenden Wortlaut: „Ich habe Vor Schreiben, lieber Graf, mit dem Glückwunsch für die glänzliche Wein-Versteigerung auf dem Johannisberge erlassen. Derselbe hat nämlich meine Erwartung übertraffen und die mir angenehme Annehmlichkeit bekräftigt, daß der Komplot der Wein- bändler, keine Johannisberger Weine mehr in Gebinden er- steigern zu wollen, weil ich die Kabine's-Weine nicht auf gleiche Weise loslagde, zu Wasser geworden ist. Es liebt um die Weinbändler wie mit allen Göt-Weinchen: sie drohen, bis sie vor der Gefahr, einen Profit zu verlieren, zurücktreten! Ihre Bemerkung, daß ich die geringeren Jahrgänge auf dem Johannisberge in Gebinde ablassen müßte, ist sehr richtig. Auch war dies von jeher meine Art. Nur die Contingentabgabe bieten Stoff zum Ankauf und derselbe ist nur auf einen ge- schlossenen Weinberg der besten Gegend anwendbar. Dieß war

mein Entschluß ab ovo, und ich befinde mich gut bey demselben. Es hat allerdings Jahre gefordert, um das pro und contra des Systems außer Zweifel zu stellen. Heute weichen die Rich- tungen aus, daß die Idee eine gute war. In meinem langem Leben ist es mir oftmals begegnet, alle in meiner Meinung zu sein, und ich kenne den Fall nicht, wo der Erfolg mich der Meinung belehrt hätte! Ein Beispiel der Art habe ich mit meinem Eisenwerk in Böhmen befallen. Sehr eifrige und kluge Leute waren gegen dasselbe; ich habe mich nicht irren machen lassen und bin vielmehr ruhig und unter Verwerfung jedes Schwindsels dieses so gefährlichen Elementes des Unternehmens irgend einer Art) vorangeschritten. Heute ist das Ergebnis das folgende: Ich habe in das Eisenwerk 250,000 fl. im 20 fl.-Fuß gekostet. Im Jahre 1844 wird dasselbe das Anlage-Kapital zurückgezahlt haben; 60,000 fl. lasse ich als Betriebs-Kapital im Werke, welches diese Summe mit 5 Proz. verginßt und als reinen Ueber- schuß zwischen 35—40,000 fl. in die reine Central-Kasse abführt. Zur selben Zeit, als ich das Werk errichtete (im J. 1827) find im nördlichen Böhmen vier andere Werke ins Leben getreten. Drei von ihnen haben Bankrott gemacht und das vierte geht lahm. Mein Werk gehet heut zu den ersten in der Monarchie und kann nur im Entzuge stehen, weil sich der Eisenbedarf so unendlich vervielfältigt! Es ist etwas, mein alter Freund, das besser ist als das Genie; dieses Erwas ist der ruhige, prosaische, gesunde Menschenverstand und Festigkeit im Charakter. — Es ist mir von Herzen leid, dieses Jahr an seine Fahrt zu den Alpein denken zu können. Ich bin durch den ungarischen Landtag an die Donau gefesselt. Den Monat Julp werde ich demnach zu sich zubringen und hoffentlich ein paar Wochen im Luft er gar als Lokomotiv- Führer, zu be- suchen. Warum machen Sie nicht einen Entzug zu mir? Von Ihren fränkischen Besichtigungen nach Königsward ist zwey Tage Heise! Von Bamberg zu mir braucht man 16—18 Stunden. Sagen Sie der guten Gräfin und der ganzen Familie recht viel Schönes. Wir haben Sie alle von Herzen gern und ich hoffe, daß Sie hienan ebensovienig zweifeln als an der Freundschaft, welche zwischen uns seit mehr als einem halben Jahrhundert besteht. — Wetterlich.

Lobengrün. Ein in dem Roman erzählt in seinem vor kurzem erschienenen Buche „3 Buch von Albedorfer“ Folgendes: „Die Freye heuchelt als wie mir. Da wohnt der Ober-Idemantier, Herr Kammerjäger Idemantier, Neßl seiner jungen Ehefrau. Der lobt mit seiner Pracht-Donor. Mit mir und meiner Gattin. Bald singt er Joseph, bald Raoul, daß unten zittert jeder Stuhl. Bald lobt er sich — das idemantier nur so Dammleier und Frau Diawolo. In lobt er gar als Lokomotiv- Führer in der Bahndorfer-Idemantier. „Du lobt dich, mei kleiner Schwan“, So heert sich mit Entsetzen ab. Du hatt er, wies den Herrn beliebt, Wohl vier, fünf Wochen nich geiebt, Uff einmal, amnes Amnes um Heine. (Wir leben bei Bedorleumidmeine.) Da singt was dorch die Rede dorch: „Du lobt dich, mei lieber S. J. J.“ Doch, was hernachens „Bäh“ geschrieben, Das war nich Wagnersch Lobengrün.

Moderne Titulaturen. Von Zeit zu Zeit vernimmt man immer hübsche Proben moderner Titelndit, die im weiten bedingten Reich gebührend belacht, aber nie beherzig werden. Den Super- lativ in Gründung und praktischer Anwendung von Tielin zu er- reichen, ist Mühen bedingten gewesen, indem vor kurzem in die nördlichen Wäldern ein Arbeiter des Hoftheaters gelegentlich der Todesanzeige seiner Frau den hohen Titel gab: „Mal Hof- theater-Unter-Verleßsprache-Idemantier“. Einmalige Wäldern ist es aber, daß ganz Wäldern über ein Mädchen lasse, das sich auf dem Standbesamte den Charakter „Oberplafantidmischer-Idemantier“ be- legte und dafür in den Zeitungen gar verpöthet wurde.

Ammer abwarten. Vor dem Loden eines Kaufmanns werden gedönnete Heringsstuffer abgeladen, um in das Gemölde gebracht zu werden. Durch einen unglücklichen Zufall werden jedoch die Bierde des Wagens schein und gehen durch. Mit donnerndem Geöse durchschneißel der Wagen die Straßen, und rechts und links werden aus den offenen Käthern die Heringe zwischen die Passanten hinwürgelnd. Die liebe Jugend ist natürlich sofort bereit, den unbedenklichen Regen einzudämmen, da stürzt auf den jammer- lichen Hausen ein Schauerregen zu und lautet: „Ammer abwarten, der Wagen mit die Wellstorfstein kommt noch seld!“

Mose: „Sieh! einmal, Sarabellen, der Wellstorfstein da drüben, steht auf einer Seifenkist!“ — Sarah: „Gott, was'n reiz- licher Mensch!“

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 262. Halle a. S., Dienstag den 8. November 1892.

Dämmerungen. Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

Mit herzlichem Händedruck schied Nora. Der Mond lockte sie zu heimlichem Zwiegespräche mit den Gestirnen; denn groß und voll strahlte er vom Himmel nieder. Frau Lucca aber beurlaubte die Tochter mit besonderem Wohlbehagen; denn wenn sie jetzt Enrico mit ihren Kofferrollen umgarnte, so war die gefährliche Nebenbuhlerin nicht mehr amendein.

Der Inspektor brachte ein Hoch auf die Guts herrschaft aus und alle stimmten ein und lernten die Krone. Da ertönte aus dem Hintergrunde der Tromme eine unent- haft heilere, aber vor Erregung zitternde Stimme: „Dant, dant ... des Himmels Schwefelregen auf dies Sobom und Gomorra!“

Es lebte dort eine Leiter, die zu den vollgefüllten Getreide- lagern in die Höhe führte, und auf einer ihrer obersten Sprossen stand der alte Ripperi! Niemand hatte gesehen, wie er dort hingelommen ... er mußte sich unbemerkt durch das Getümmel geschlichen haben.

Auch diesen verstimmten Eindruck suchte der Inspektor wieder zu verwischen, indem er das Zeichen zum Wiederbeginn der Musik und des Tanzes gab. Jetzt kümmerte sich niemand mehr um die unheilbringende Stimme, die dort hinten von der Leiter herab ertönte ... nur wenige hatten in der ver- löstlichen Beleuchtung, welche nicht bis in die verlorenen Winkel der Tanne reichte, den alten Gutsheern erkannt; doch alle wußten, daß nur er so thörichtes Zeug in das frohe Fest hineinwirfeln konnte. In der brausenden Lust des Tanzes war dieser Juchenschnitt bald vergessen.

Erst nach Mitternacht endete das Fest: der Inspektor ver- kündete die Polizeistunde; die Musiker packten ihre Instrumente zusammen. Arm in Arm schritten die fröhlichen Paare aus der Scheune ... Frau Ripperi sah sich nach ihrem Gatten um ... er war verschwunden. Von nach und fern tönten noch Nieder, Zauschen, schallendes Gelächter. Die Scheune ward still und dunkel ... der Inspektor hatte selbst das Anselöchen der Lichter überwachet.

Auf einem Strohhügelchen saß Sufette nach Hans. Basilio ließ es sich nicht nehmen, bis an die Grenzmarken von Bude- rode den Knüttler abzuhölzen; doch legte er bald wieder die Peitsche in die Hand des kühnen Fuhrmannes, um ungehörig sein Viechen fassen und herzen zu können. Als sie an der hohen Espe vorbeifahren, da zeigte Sufette mit vielgemaßtem Lächeln auf dieselbe und Basilio nicht ver- ständnisvoll.

„Deute qualmt's natürlich nicht,“ sagte er, „einmal müssen auch die Giesler Ruhe haben; doch was sie sonst hier brauen und tochen, das wird unsere ganze Zukunft vergolden.“ Es war eine schöne, sternensintende Sommernacht ... ein leises Roth im Osten stieg abnungslos über den Waldhügeln heraus, als könne der Morgen seine Zeit nicht abwarten, und auch ein Jahn im Guts Hof beulte sich, ihn mit lautem Ruf zu begrüßen ... ein verführer Herold des noch ungeborenen Tages. Ueber die thausendjährigen Weisen und ihre schlummernden Blumen glitt das Mondlicht und spiegelte seinen sanften Schein in den unzähligen Tropfen, deren Lichtwurf erst die hellere Morgenjonne stillte.

Noch einmal rief der Wächter die Stunde aus; dann legte er sich zur wohlverdienten Ruhe nieder; hatte er auch nicht mitlangan dürfen, so war ihm doch der festliche Trunk nicht verjagt worden.

Tiefste Stille herrschte ringsum ... da flirrten die Riegel des Laboratoriums und heraus schlich eine Gestalt, die sich ängstlich nach allen Seiten umschau; doch sie sah nichts als den Schatten, den der Mondschein an ihre Fersen bestete. Es war Ripperi — in der Hand hielt er eine Ranne. Anfangs war sein Gang zögernd und schau ... dann wurde er immer ent-

schlossener und mutziger. Etwas Widerstrebendes in seiner Seele hatte er niedergekämpft; jetzt schritt er dahin wie ein Mann, der mit festem Willen eine unermüdliche That vollbringt.

Das Thor der Scheune war festverschlossen und wurde von mehreren Fiebermäulen bewacht, die daran festgenagelt waren; doch das alte Gebäude war morich und baufällig; es klopfen Ritze in den Wänden, und Ripperi hatte den einen, als alles Volt auf den Aekern war, so erweitert, daß er mit seiner dicken Gestalt sich hindurchzuzwängen vermochte. So war er schon beim Erntefest im Hofe, um seinen Fluch auf das Bauernvolk zu schleudern. Wiederm schmierte er sich kagen- artig durch den Mauerriß ... die aufgestürzten Getreide- bindel ließen ihm noch etwas Platz zur freier Bewegung. Stahl und Stein in seiner Hand sprühten Funken, die ein glimmernder Schwamm auffing ... ein Guß aus der Ranne breitete nach rechts und links den Strom des verderblichen Erds aus ... und bald zuckte die Flamme empor und leuchte nach den Aekern hinüber. Rauch schlugte Ripperi aus der Scheune und erst vor seinem Laboratorium hielt er Stand, wo er denn bald die aus dem Dach aufspritzende Flamme erblickte.

Grelltrotz unter dem überwölkenden Wandquahl brach das Feuer aus dem Dachstuhl, wo es zuerst das Nest eines Fieber- wächters zerstörte; aus dem Rauchgewölbe floz eine Storch- familie hervor, schon und geängstigt durch die Zerstörung ihres hübslichen Nestes; doch auch vom Nachbarn, von wo sie einen nehmütigen Blick auf das verlorene Heim zurückschleuderte, wurde sie bald durch das Flugsfeuer verjagt, welches auf die zweite Scheune hinübergegriffen war. Die Schindeldächer flanken bald in lichten Flammen; der Vollmond kämpfte mit seinem matten Schimmer vergeblich gegen das beherrschende Licht, das mit Tageshelle in die Fenster der Dorfhäuser fiel und an den Himmel seinen Widerschein warf. Der Mond mochte auf Wald und Wiese, auf den Wegen und den ab- geräuteten Feldern noch sein schüchternes Schattennetz zeichnen, indem er die im leisen Nachtsauch zitternden Zweige der Eschen und Buchen, der an den Rainen stehenden Obstbäume in dämmerigem Nachbild über den Boden schwanke ließ; doch bald nahm in immer weiterem Umkreis die Flamme das Recht in Anspruch, in ihren glühenden Lichtreis Schatten ent- zugeichnen, schwere, tiefe Schatten, die sich scharf abheben von dem grellen Licht, das über den Hof und das Dorf aus- gegossen war.

Ripperi beobachtete das Wachstum des Feuers mit einem fast blödsinnigen Behagen. „Stroh, Stroh ... das ist alles, was sie einheimen, was sie in den Köpfen haben. Pah, über den sauren Reiz ... ein einziger Funke genügt, um die ganze Arbeit des Saens und Erntens, die Frucht so vieler heißer Wochen zunichte zu machen. Da haben sie's, da mögen sie einsehen, wie erbärm- lich ihr Schaffen und Wirken ist. Eine Gründung wie die meine könnte nur der ganze flammende Erdball wieder ver- tilgen ... ihr Erntefest mache ich mit einer Ranne Petroleum zu einem Narrenfest.“

Und er rief sich die Hände. „Luftig ... luftig! Wie's droben sprüht und glüht, drunten knattert und fracht. Die Elemente sind sich feindlich! Wie die Flamme auch in den Tiefen der Erde waltten mag, sie kann sonst an die alte Mutter nicht recht heran, da macht's ihr denn viel Freude, ihre Früchte zu zerstören, ihr zu zeigen, daß sie, was der Schooß der Erde in einem Jahre erzeugt, auf einem Tage vernichten kann. Im übrigen ist es ja mein Eigen- thum und ich kann's benutzen, wie ich will, auch dazu, meinem egerberigen Sohne eine gute Lehre zu geben, was er mit seinem hochmütigen Streben erreicht. Futter fürs Futter ...

Für die Redaction verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Genschel in Halle a. S.



mag er den brennenden Strohfanz sich als Vorber auf's Haupt legen!"

Immer weiter drang indeß die Gluth; fast beängstigte es jetzt Ripperi selbst, als sie sich anschaute, über den Hof hinüber, in die Nähe des Wohnhauses zu dringen.

"Nicht sich denn niemand?" rief er auf einmal, "so schlecht bewachen sie ihre Schätze? Eiderliches Volk . . . verläumt, verräthnen — und ihre ganze Ernte prasselt in die Wolken."

Da stand er einen Augenblick nachdenklich, dann schrie er laut aus, sich an die Stürz schlagend: "Mein Weib, meine Kinder!" — und mit dem lauten Ruf: "Feuer, Feuer!" stürzte er dem Wohnbaue zu.

Gleichzeitig ertönte die Arbeitsglocke . . . der Inspektor hatte sie läuten lassen . . . ein Liebedeuer, der von seinem Mädchen heimwärts schlich, hatte zuerst den Brand bemerkt und dem Inspektor gemeldet. Bald wimmelte alles durcheinander wie ein Ameisenhaufen, in den ein menschlicher Fuß getreten; die Feuerzüge war aus der Scheune gezogen worden, die Eimer flogen um die Wette . . . und bald rasteten die Gespanne aus den Raadbordrücker herbei, welche das Feuer eher bemerkt hatten als die schlaftrunkenen Männer von Buderode.

Enrico war unter den Ersten gewesen, anordnend, befehlend, selbst zugreifend an der Spritze. Da drang auf einmal ein Aufschrei von seinen Lippen . . . er hatte bemerkt, daß auf das grünmrannte Häuschen, welches Nora bewohnte, das Flammenniedergerollten war und schon das Dach ergriffen hatte. Er stürzte auf dasselbe zu, drang in die Rauchthür, doch hier schlug ihm schon ein undurchdringlicher Qualm entgegen.

Eine Leiter her . . . ertönte sein Aufstuf. Sie wurde rasch herbeigebracht und angelehnt an die Seitenwand des ersten Stockes, in welcher sich die Fenster von Nora's Schlafzimmer befanden. Sie standen offen. Noch war hier die Flamme nicht eingedrungen, doch es galt die größte Eile.

Nora schielte noch, als ihr Erreiter durchs Fenster stieg; sie hatte lange mit dem Mond und den Gestirnen Zwiegespräche gehalten und war dann tief eingeschlummert. Das Nachste, Bedrohlichste hatte ihr prophetisches Gemüth verträumt.

Enrico wachte sie . . . sie sah ihn fragend, aber glücklich an; doch schon brach die Zimmerthür zusammen und der Qualm drang herein. Da gab es kein Bedenken mehr — er riß sie aus dem Bette; er nahm die Leichtbelleidee auf seine Arme, und so seltsam verknüpfungen sind die Gefühle der Menschen, daß in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr sich ein Gluthstrom durch alle seine Pulse ergoß, ein süßer Schauer ihn ergriff . . . als leuchtete der Brand da draußen einer Brautnacht.

Und als er sie so die Leiter herabtrug, während sie ihn fest mit ihren Armen umfangen hielt, ihr Herz an dem heiligen schlug, so vor allem Volk, das stolze Weib in seiner halbverhüllten Schönheit, die ihm ganz zu gehören schien, ein Triumph, der von neugierig entweichenden Blicken voll und ganz anerkannt wurde: da war er selbst so befeuert und verworren, daß er aller Kraft und Geschicklichkeit beraubt zu retten.

Nicht der Widerschein der Flamme, tiefes Schamerrothen färbte Nora's Wangen, als sie auf der untersten Sprosse der Leiter dem Retter zuschlüßerte:

"Jetzt, Enrico, bin ich dein!"

Drittes Buch.

I.

Einige Wochen waren seit den letzten Ereignissen verfloßen. Bleich und mißde sah Theresia an Fenster ihrer Gartenwohnung, als sie einen Offizier durch die Gänge des Gartens derselben aufzuteilen sah.

Es war Kurt von Schollen.

Eine eigenthümliche Beklemmung bemächtigte sich der Künstlerin; sie drückte die Hand auf's Herz.

Draußen der lichte Sonnenschein, und auf den hellen Pfaden mit festem Schritte der junge Offizier dahinschreitend, gleichsam leuchtend von Muth und Kraft, Ehre und Ehrlichkeit, Liebe und Treue.

Und dieser Sonnenschein hätte in ihr Leben fallen können mit warmem Lichte, vielleicht noch den späten Abend vergoldend.

Und hier . . . die schwarzen Vorhänge . . . das verdunkelte Zimmer — und auch im Herzen Nacht und Dunkel.

Er kam zu ihr . . . was führte ihn nach langer Zeit wieder hierher?

Es klingelte . . . sie schrat zusammen! Nur das Eine nicht, nicht jetzt . . . sie hatte ihn zurückgewiesen, vor Monaten. Wenn er jetzt wieder bei ihr anlopfte, sie mit der Ausdauer seiner treuen Liebe . . . wie anders jetzt! Sie mußte ihn zurückweisen, doch mit schwerem Herzen. Er wäre als ihr Freund, ihr Retter gekommen . . . sie sehnste sich nach einer starken Liebe, die sie zu halten und stützen vermochte ein Leben lang — doch . . . es war zu spät. Als er vor ihr stand, als er sie mit seinen treuherzigen Augen ansah . . . sie konnte seinen Blick nicht ertragen. Ihr war zu Muth, als hätte sie sein Vertrauen schmählich getränkt. Und doch . . . er hatte ja kein Recht darauf.

"Ich komme," sagte er, "weil sich etwas in meinem Leben zugetragen hat, das ihm eine andere Wendung giebt. Ein Unfall, der mir zugefallen ist, bringt mich, den Dienst zu quittiren. Dieser mein rechter Arm hier ist nicht mehr im Stande den Säbel zu schwingen; es wird eine Lähmung zurückbleiben, die sich schwer beseitigen läßt."

"Mein herzliches Beileid! Mein so schönen Laufbahn entgegen zu müssen . . . es ist ein harter Schlag!"

"Da er mich aber getroffen, so will ich das Beste zum Guten wenden. Ich muß die Uniform anschießen . . . und damit ist ja eine Schranke zwischen uns gefallen. Wärdere Kameraden hätten meine Wahl mißbilligt, sich von uns zurückgezogen . . . ich geb' es zu, man hätte mich vielleicht geneigt, aus dem Dienst zu scheiden, wenn ich eine Künstlerin geheiratet. Und diese Schuld wollten Sie in Ihrer Herzengüte nicht auf sich laden! Nun, dies Bedenken wenigstens ist Ihnen und mir eripart."

Theresia wagte nicht aufzublicken . . . sie zerpfückte eine Trauerrose, die sie in der Hand hielt.

"Als Künstlerin sind Sie schwer getränkt, ja für die Bühne unmöglich gemacht worden."

"Hier vielleicht; doch die Welt ist groß und die Kunst zieht jetzt über Land und Meer."

"Und wohin sie auch zieht — es folgt ihr die Bosheit, die fleischliche Intrigue, die Nichtwürdigkeit. Das ist nichts für geistig vornehme Naturen — man darf sich nicht einlassen mit der Menge; sie vertriebt vielleicht heute unsere Eitelkeit, aber nur, um sie morgen desto tödtlicher zu verletzen. Die Frau auf der Bühne ist immer preisgegeben. Sie haben ja diese bittere Erfahrung gemacht; ein Glück in stiller Zurückgezogenheit, in sorglosem Frieden dürfen Sie getroßt dafür eintauschen — und dies Glück biete ich Ihnen mit meiner Hand."

"Soralos, o nein —" sagte Theresia, jetzt zu ihm die Blicke erhebend, zu seinen sanften, edeln Zügen; wehmüthige Nahrung umfloste ihr Auge. — "D ich erlene Ihre Edelmut, und doch Sie täuschen sich, wenn Sie an eine freundliche Zukunft glauben. Sie mögen jetzt unabhängig sein von Ihren Kameraden; aber die Familie wird sich von Ihnen loszagen; gerade die innigsten Bande würden Sie zerbrechen müssen — und die Unheilsküsterin sitzt am häuslichen Herd und Sie werden früher oder später dieselbe vernünftigen."

"Das ist meine Sorge, Theresia."

"Doch wie kommen Sie zu dieser Verleugung?"

"Ein kleiner Ehrenhandel!"

"Ein Duell . . . da fällt mir ein . . . mein Gott . . . es war doch nicht um meinetwillen, es ist damals ein Gerücht zu mir gedrungen, daß jener Theaterstandal zu einem Duell geführt hat. Das Nähere mußte man nicht! Wäre es möglich, Schellen — um meinetwillen!"

"Zügel kann ich nicht . . . es wäre mir lieber, die Frage wäre nicht an mich gerichtet worden, doch da es einmal geschehen ist, muß ich sie mit Ja beantworten. Man hatte öffentlich Ihre Ehre angegriffen . . . ich habe sie vertheidigt, wie es jedem Cavalier ziemte, der das Glück hat, Sie zu kennen."

"Meine Ehre," rief Theresia aufschluchzend und rang verzweifelt die Hände.

Schollen sah darin die Verzweiflung darüber, daß man gewagt, öffentlich ihren guten Namen anzutasten.

"Das Recht war auf meiner Seite . . . nicht das Glück, wie Sie leben. Erjas dafür zu bieten liegt in Ihrer Hand."

In einem hümmigen Ausdruck ihres Gefühls warf sie sich plötzlich unter Thränen laut schluchzend in seine Arme.

"Dank, innigen Dank! So hab' ich einen Freund, der sich meiner annimmt!"

(Fortf. folgt.)

(6)

's Gupferl.

Eine Geschichte aus Steiermark. Von P. R. F. Segger.

In Weisnachten hatte der Strohdacheder Franz für die Bedienung eines neuen Gefährtes den Geldbetrag eingezogen. Gleich gab ihm Muth und nun wollte er zum Gupferl gehen, um bei ihm seine Schuld zu bezahlen. Sie war in der Kammer oben beschäftigt, ein Christbaumchen herzurichten für die Kinder des Hauses. Das hatte sie in der Stadt gekauft, fast das einzige, was ihr an den Stadtfitten gefallen, der Christbaum. Sie hatte zwar nichts dranzuhängen, was thut's? Die Wauerfinder wissen es ja gar nicht, doch etwas daran gehört, 's eben ein Grüßgott vom Christkindeln und das ist ja die Hauptsache.

Was geht auf einmal der Strohdacheder Franz da und kletzte sich neben das Gupferl auf die Bank, ohne viel zu Worten auf eine Einladung.

"Ja hü da," sagte der Franz.

"Ja," antwortete sie, "willst mir helfen?" und band buntes Papier an die Zweige des Baumchens.

"Was thust denn da?" fragte er.

"Für meine Hauskinder um Christkindel."

"Du Gupferl, so was solltest meinen Kindern auch machen."

"Für ein brauer Vater, daß du auf deine Kinder denkst. Ja freilich will ich ihnen auch so was machen."

"Bin dir eh noch schuldig, Gupferl, vom Herbst her, das Gernadmachen."

Die Waag schüttelte ihren Kopf. "Nennst mich der auch Gupferl und alles nennst mich Gupferl!"

"Dot dich ja der Löffel-Greg auch mit anders genant."

"Ja der," antwortete die Waag unwirlich, "der hat's nit anders genant."

"Doll du ihm deinen Namen nit gesagt?"

"Er hat mich nie darum gefragt."

"So will ich dich drum fragen."

"Müssen nicht ich erst lang nachdenken, wie ich heiß?" versetzte sie, da sie nun schon in gutem Bedesflug waren. Sie redeten sich fast immer miteinander.

"Ja verbleib sich, wirst lang' nachdenken müssen, wie du heißt!"

"Epaß und Ernst!" sagte sie. "Will dir's gleich sagen, wie das ist. Bin eine Wette in Greg gewesen als Dienstmagd bei einer Herrschaft. Dort haben sie mich Mithida genant, weil meine Vorgängerin eine weibliche Mithida war und sie den Namen so genant und genant. Früher, in meinem Aufwuchsen bei der Bauer, haben sie mich allereit nur das Gupferl genant, weil ich wohl freilich ein überflüssiges Ding bin gewesen, so eine unnütze Draufgab, die ich keiner verlangt hat."

"Am Gud — bist du gar nit genant worden!" warf der Franz bedenklich ein.

"Getauft bin ich, das steht in meinem Dienstbotenbüchel, und dort ist auch mein rechter Name Christine zu finden."

"Christine also?" sagte der Mann mit leiser Stimme und lange nach ihrer Hand. "Christine! Und nit mehr das Gupferl, nit mich am allereitigen. — Schau, ich will was reden, Christine, aber ich red' dich hart, Christine. Bei mir ist es kein Leichtes. Ein Gewerbe, das nit allereit geht. So viel kleine Kinder. Ich selber hab' auch meine Fehler, es ist nit leicht für eine, die bei mir daleim sein soll, es ist nit leicht, Christine. Wenn ich nit thät wissen, daß du schon was Hartes genant worden bist, Christine, ich hätt' nit den Muth . . ."

So weit kam er, aber jetzt wurde ihm enge in der Brust. Sie schwieg und war angelegt mit dem Christbaume beschäftigt, also mußte er doch weiter sprechen.

"Mein Hauswesen," fuhr der Franz mit großer Beklemmung fort, "das kennst du. Es ist halt flemmig, flemmig. Meine Kinder . . . Wie wir im vorigen Frühjahr ihre Mutter in die Erde haben gelegt, habe ich die größern zwei damit retten müssen: Wir bauen sie an wie das Horn und sie sieht bald wieder auf . . . Seitdem du ihnen das Gernadmacht gemacht ipredeln die alle Tage von der neuen Mutter. Ich weiß es wohl, Christine, du sagst nein, ich weiß es wohl . . . Mir ist schon leichter, daß ich dir's geteilen hab' können . . ."

"Was redest so viel herum, du Lapp, ich nehm' dich ja!" sagte die Waag ruhig und fest. Und fuhr dann fort: "Sie mögen sagen, ich weis' mich den Männern nur gleich so an den Hals. Weinetwegen. Das erste mal hab ich's gethan und brav Lebzweid gesalbt dafür. Das zweite mal ihr' ich's wieder und will mir die Weib' zu Nutzen machen. Ich stell' mich am liebsten dort hin, wo es was an thun geht für mich. Bei dir gieb es was zu thun. Ich heilung' mir kein Wohlleben, Muth und Tod will ich mit dir theilen, mit dir und mitren Kindern. Nur hart sollst nit sein auf mich, ich bin inwendig schon zu voller Wunden vom Härte und Mobbheit, die ich leiden hab' müssen mein Lebtag."

Nicht lieb und gut muß sein mit mir, Franz, schau mich jetzt wohl an. Und wenn du meinst, daß du es kannt sein, so in Gottesnamen . . ."

Sie hielt ihm die Hand hin, die taunsaumbarfüge Hand, und er legte in Demuth und Vertrauen die seine darauf.

Es ist ein guter alter Franz der Gräbber, daß sie ein paar Leute, wenn sie nach Sindernden und Fährlichkeiten endlich zusammengekommen sind, sich selbst überlassen. Der erste Tag ist ja wunderlich, fürs weite hält man sich Augen, Ohren und Herz zu und denkt, es wird wohl so bleiben. Bei unserem Ehepaare Franz und Christine ist keine Urtage vorhanden, den besannnen Mantel der christlichen Liebe darüber zu werfen. Es hätte sich ja auch hier weiten können, daß die Waag doch das Gupferl hielt, sowohl beim Ehemann als auch bei den heranwachsenden Kindern, denn wenn jemand gar so selbstverständlich ist, dann erscheint er als überflüssig, und wenn ein Mensch gar zu gut ist, dann wird er aufgetreten.

In der Strohdachederfamilie war es doch nicht ganz so. Wohl auch hier höherste es manchmal, aber wo holpert es denn nicht auf diesem rauhen Erdboden! Arme Arbeitsleute verstehen es manchmal viel besser, leidlich durchzukommen, als solche, welche vom Leben gar so viel verlangen, aber ihm nur wenig leisten wollen. Der Franz war keine fleißig auf den Dächern der Gegend umher und die Christine betrieb fleißig, daß ihm sein Schutengel behüte. Der Franz brachte die erworbenen Groschen getreulich ins kleine Familienhaus und die Christine verwaltete sie und wendete sie mit bewundernswürdiger Klugheit an zu aller Segen. Weil die Christine gebürt hatte, Kinder müßten mit Strenge erzogen werden, so band sie sich gleich anfangs aus Vorkenntern ein große Muth. Die Muth wurde von den Vätern gemaßt, die Kinder hingen an den Kittelfalten der neuen Mutter, und je größer sie wurden, desto näher wuchsen sie ihr an das Herz heran. Es war im Deckerhäuschen wohl viel Gelegenheit zum Kimmern und Sorgen, aber es war keine, um unglücklich zu sein.

Knaben in solchen Wandel mehrere Jahre vergangen waren und die Christine eines Tages am Herde stand und für das Mittagsmal eine bibliche Anzahl ständiger Speckhälbte kochte, hörte sie von der Gasse herein eine bessere Stimme rufen: "Der Vöffelman ist da!"

Sie eilte erdohenden aus Fensterlein und aucte hinaus. Dort am Brunnentrog lauerete er, schaute rings um sich und wartete auf den Erfolg seines Vortruges. Er war's. Über mager und gebeugt und umzogen und grau war er geworden, und sein Gewand — o Gott, sein Gewand! Einem Karren hatte er nicht mehr, seine Dolmetscher, schlieferte er in einem Buckelkorbe und wie er diesen jetzt so auf den Kopf des Trages geklatscht hat, nicht wie er alttender Hand ein zusammengeknülltes, blaues Sackgut hervor und schiebt sich damit über das Gesicht. Es wollte niemand kommen, um Strudeln und Löffel zu kaufen. Mit der hohen Hand schlopfte er sich Wasser in den Mund, dann trat er Anhalten, mit seinem Korbe weiter zu humpeln. Die Christine legte mit der Gabel einen Knodel auf den Teller, dann noch einen zweiten dazu. Demnach warf sie die Knodeln wieder zurück in die Flamme, rief das größere Wädel und befaß ihr, die Flamme mit dem ganzen Inhalte von Knodeln dem armen Manne hinauszutragen, der dort am Trage saß. Denn doch sein "Leiblicher" sich immer noch gesteigert haben würde, das war ihre Vermuthung.

Während sie rasch daran ging, um ein frisches Mittagsmal zu bereiten, kam der Franz heim. Ein klein wenig war er überlastet, als er draußen den Bettelmann lebhaft beschäftigt mit der Flamme sah.

"Ja, Franz," sagte die Christine, als er bei ihr in der Stube war und beide durchs Fenster schauten, wie der Galt an Brunnnen die Weillische handvollweise in den Mund steckte und verschlang. "Ja, Franz, diesem Menschen dort haben wir zwei viel zu verdanken. Was der mit gewiepen, so hätte ich den Unterschied zwischen dir und — andern nit erfahren."

"Der Greg!"

"Sag ihm nur geben, ichan, er gebt ja schon. Und wie er dahintersteht. Armer Schelm!" Einwend dächte sie ihm nach, so lange er zu sehen war, dann schüttelte sie den Kopf und sagte wie im Traume:

"Ich weiß nur nit, Franz, ob ich bei dir besser worden bin — oder schlechter."

"Christine!"

"Wast ich für diesen Menschen so gar kein Mitleid mehr kann verspüren."

G n d e

